

Sprechen lernen

Objektyp: **Group**

Zeitschrift: **Sprachspiegel : Zweimonatsschrift**

Band (Jahr): **62 (2006)**

Heft 5

PDF erstellt am: **10.08.2024**

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Inhalten der Zeitschriften. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern.

Die auf der Plattform e-periodica veröffentlichten Dokumente stehen für nicht-kommerzielle Zwecke in Lehre und Forschung sowie für die private Nutzung frei zur Verfügung. Einzelne Dateien oder Ausdrucke aus diesem Angebot können zusammen mit diesen Nutzungsbedingungen und den korrekten Herkunftsbezeichnungen weitergegeben werden.

Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. Die systematische Speicherung von Teilen des elektronischen Angebots auf anderen Servern bedarf ebenfalls des schriftlichen Einverständnisses der Rechteinhaber.

Haftungsausschluss

Alle Angaben erfolgen ohne Gewähr für Vollständigkeit oder Richtigkeit. Es wird keine Haftung übernommen für Schäden durch die Verwendung von Informationen aus diesem Online-Angebot oder durch das Fehlen von Informationen. Dies gilt auch für Inhalte Dritter, die über dieses Angebot zugänglich sind.

Alles mega

Als Aussenstehender und unfreiwilliger Zeuge von Gesprächen zwischen Jugendlichen könnte man bisweilen leicht den Eindruck gewinnen, das an sich belanglos phrasenhaft gebrauchte Wörtchen *mega* sei von ganz besonderer Bedeutung. Es verfügt in der Tat in stereotyp wiederkehrenden Wiederholungen über ein weit verbreitetes Bedeutungsspektrum, das vormals altväterliche Ausdrucksformen der Begeisterung für das Aussergewöhnliche in Adjektiven wie *epochal*, *pyramidal*, *kapital*, *feudal*, *stupid*, *elefantös*, *flippig* oder bis vor kurzem *einfach Spitze* verblassen lässt.

Es bietet sich zudem als Vorsilbe zu neuen Wortbildungen an (*mega-schön*, *mega-geil*, *mega-cool*) und schwingt sich schlechterdings zum Superlativ eines *Mega-Events* auf. Darüber hinaus gibt es klar zu verstehen, was in der Szene Kultstatus genießt oder auf entschiedene Ablehnung stösst und je nachdem als *mega-in* oder *mega-out* gilt.

Wie dem auch sei: *mega* ist unbestreitbar *megamässig mega-in* und stellt zu-

mindest in der mündlichen Rede eines der am häufigsten verwendeten «Verstärkungslexeme» dar, wie das in der Sprachwissenschaft bezeichnet wird. Für etwas Abwechslung im monotonen Gebrauch von *mega* sorgt immerhin ab und zu die lautmalerische Bekräftigung *uuuu-mega-schön*.

Dabei wäre *mega* ja durchaus steigerungsfähig zur milliardenfachen Einheit von *Giga*, was den diversen «Gigs» anlässlich von Rockkonzerten und ihrer nach Kategorien von Gigabytes bemessenen Speicherkapazität an Phonstärken gewiss entsprechen würde. Doch es scheint, dass sich dieses partikelhafte Sediment *mega* nun mal ungesteigert im Sprachgebrauch verfestigt hat. Wie ein Megalith liegt es in der Sprachlandschaft. Ein ordentlicher Felsbrocken, der sich doch handlich jederzeit zur Verwendung anbietet.

Sehr gut, um nicht zu sagen *voll krass* scheint mir dieses fast kulthafte *Mega* zur *Megalomanie* (Grössenwahn) und dem Gigantismus der Wirtschaftskonzerne zu passen.

Peter Heisch

Sprechen lernen

Lernen braucht Wärme

Der Stauferkaiser Friedrich der Zweite war ein Herrscher mit Forscherdrang. Einmal trieb ihn die Frage um, welche

die natürliche Sprache der Menschheit sei.

Um das herauszufinden, liess er Kleinkinder einzeln einsperren, noch bevor sie sprechen konnten – der Kaiser hatte

sich in Sachen wissenschaftlicher Genauigkeit vorbildliche Standards gesetzt, und im 13. Jahrhundert musste man mit seinen Methoden noch nicht zimperlich sein. Diener brachten den Kindern Essen, frische Kleidung und auch sonst alles Lebensnotwendige; sie durften aber keinerlei Kontakt mit den kleinen Versuchspersonen aufnehmen, um das Ergebnis nicht zu verfälschen.

Ohne von der Aussenwelt beeinflusst zu sein, so hoffte Friedrich, würden die Kinder irgendwann von allein in der gesuchten Ursprache zu reden beginnen.

Wie wir sprechen lernen, ist bis heute ein Rätsel. Gerade haben amerikanische Psychologen in der Zeitschrift der Nationalen Akademie der Wissenschaften eine Neuauflage solcher Versuche veröffentlicht, inspiriert von Friedrich dem Stauferkaiser, freilich ohne die Grausamkeiten des Originals.

Sie setzten Babys, die gerade auf Englisch zu plappern begannen, in zwei Gruppen dem Chinesischen aus. Die einen Kinder bekamen Besuch von Muttersprachlern, die ihnen vorlasen und mit ihnen spielten; die andern sahen und hörten die Chinesen nur in Videofilmen.

Nach vier Wochen konnten die Kinder, die mit Chinesen aus Fleisch und Blut gelernt hatten, die eigentümlichen Laute dieser Sprache sicher unterscheiden. Das Videotraining hingegen war ohne jede Wirkung. – Können wir ohne menschliche Wärme nicht lernen?

Das Experiment sollte all jene nachdenklich machen, die Computer in den Schu-

len und neben dem Kinderbett für den Königsweg zu klügerem Nachwuchs halten. Der Gedanke, ein Rechner könne das ermüdende Exerzieren von Vokabeln, Grammatik und Algebra mit übermenschlicher Geduld übernehmen, ist ja bestechend. Doch an unserer Natur geht er vorbei.

Die Hirnforschung erhärtet immer mehr den Verdacht, dass Verstand und Emotion nur zwei Seiten derselben Medaille sind. Computer können Lehrer allenfalls unterstützen. Wenn das Gefühl nicht angesprochen wird, lernen wir jedoch gar nichts – wir brauchen die Zwischentöne in der Stimme eines Menschen, Gestik, ein Lächeln.

Das musste schon Friedrich der Staufer feststellen. Sein Experiment schlug auf grausige Weise fehl: Nicht nur blieben die Babys stumm, sie starben. Wie ein zeitgenössischer Geschichtsschreiber notierte, «konnten die Kinder ohne Händeklatschen und Gesten und frohe Mienen und Schmeicheleien nicht überleben».

*Stefan Klein
(NZZ am Sonntag)*